

Drittes Gebot

Möglichkeiten religiöser Kommunikation im Digitalen wahrnehmen

Drittes Gebot: „Du sollst den Namen des Herrn,
deines Gottes, nicht missbrauchen.“ (Ex 20,7)

Kapitel 2.3 aus „Freiheit digital. Die Zehn Gebote in Zeiten des digitalen
Wandels, S. 69-90, Evangelische Kirche in Deutschland, Evangelische
Verlagsanstalt GmbH, Leipzig, 2021.

2.3 Möglichkeiten religiöser Kommunikation im Digitalen wahrnehmen

Drittes Gebot: „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen.“ (Ex 20,7)

a) Hinführung

Die digitale Kirche „[...] ist eine andere Kirche, weil es andere Menschen sind als zum Beispiel in meiner Gemeinde. In meiner Gemeinde sind hauptsächlich Senioren und Seniorinnen, da nicht, in der digitalen Kirche, einfach, weil die Medien anders von anderen Menschen genutzt werden. Und ich empfinde es fast schon aktiver. Über Glauben reden ist im Internet aktiver als im analogen Leben.“¹³

„Es ist die große Angst von der Kirche, dass sie nur als leibhaftige Kirche, wo Menschen auf einem Stuhlkreis sitzen, zählt. [...] Wir haben Kirche sehr verbunden mit einem gewissen Musikgeschmack, mit einem soziologischen Charakter, mit einem Bildungslevel, das wir einfach haben und sagen: So ist Kirche. In digitalen Formaten sind die Grenzen wesentlich durchlässiger, das merke ich, wenn ich mit Menschen zusammenarbeite, die eine Behinderung haben, eine körperliche Behinderung zum Beispiel. Die sind im Digitalen wesentlich leichter aufgehoben als in der kohlenstofflichen Welt, weil es da nicht auffällt. Oder Menschen, die einfach nicht alles zeigen wollen, aber trotzdem mit anderen zusammenleben wollen, die kön-

¹³ Josephine Teske ist Pfarrerin und auf Instagram als „Seligkeitsdinge“ unterwegs, URL: https://www.deutschlandfunkkultur.de/digitale-kirche-gott-und-das-internet.2165.de.html?dram:article_id=452037 (zuletzt aufgerufen am 13.08.2020).

nen im Digitalen besser zusammenleben und Glauben teilen als in analogen Kirchen.“¹⁴

Längst ist die Digitalisierung in der Kirche angekommen. Längst nutzen Menschen digitale Medien, um religiös zu kommunizieren. Das war schon so, lange bevor Kirchengemeinden angesichts von Covid-19-Pandemie und Kontaktsperren die Möglichkeiten dieser Kommunikation aus der Not heraus entdeckten. Menschen haben immer schon neue technologische Möglichkeiten genutzt, um ihr Leben leichter, schöner und angenehmer zu machen. Heute nutzen sie digitale Medien, um zu kommunizieren und ihren Bedürfnissen nach Nähe, Austausch und Gemeinschaft nachzugehen. Christlich gesehen ist das ein Ausdruck von Begabung und Freiheit. Christlich gesehen hat Gott die Menschen mit Fähigkeiten begabt und ihnen Freiheit verliehen, das Leben zu gestalten. Beides nutzen Menschen, wenn sie digitale Techniken nutzen.

Texte zur Digitalisierung hinken den aktuellen Entwicklungsdynamiken hinterher, wenn sie gesellschaftliche und kirchliche Veränderung beschreiben und beurteilen. Das gilt auch für kirchliche Texte. Die Dynamik ist nicht zeitgleich zu erfassen und zu interpretieren, auch nicht die Dynamik religiöser Kommunikation im Internet, um die es in diesem Abschnitt geht.

Die besondere Situation während des Lockdowns im Frühjahr 2020 hat nicht nur einen „Digitalisierungsschub der Kirche“

14 Christoph Breit, URL: https://www.deutschlandfunkkultur.de/digitale-kirche-gott-und-das-internet.2165.de.html?dram:article_id=452037 (zuletzt aufgerufen am 13.08.2020).

(EKD)¹⁵ bewirkt, sie hat vor allem in der Institution Kirche die Augen dafür geweitet, wie viel Menschen im Netz schon längst religiös kommunizieren – innerhalb und außerhalb des institutionellen Rahmens. Die oben genannten Zitate machen deutlich, wie vielfältige Erfahrungen Menschen dabei machen. Sie zeigen auch, wie sich darüber Bilder auch von Kirche formen und verändern.

b) Bibelauslegung: Den Namen Gottes wahren

„Du sollst den Namen JHWHs, deines Gottes, nicht missbrauchen“ (Ex 20,7). Hier geht es nicht mehr um das Verhältnis Gott und Mensch wie beim ersten Wort. Hier geht es darum, wie Menschen sich untereinander verhalten und wofür sie dabei den Namen Gottes verwenden. Sie dürfen und sollen den Gottesnamen gebrauchen, jedoch nicht missbrauchen. Vor solchem Missbrauch warnt die Weisung geradezu. Ähnlich wie das Bilderverbot schützt auch diese Weisung nicht allein die Souveränität Gottes, sondern auch den Menschen, den Gott in eine Gemeinschaft hinein geschaffen hat.

Einen Namen zu verwenden, stellt eine Verbindung her – zu einem anderen Menschen oder zu Gott. Deshalb funktioniert der Name wie eine Brücke zwischen den Menschen und zwischen den Menschen und Gott. Denn der Name gibt in der Antike den Menschen ihre jeweilige Identität. Wer keinen Namen hat, den gibt es nicht. Der Name vertritt die Person. Wer sich am Namen vergeht, vergeht sich demnach auch an der benannten Person selbst. Deshalb ist der Missbrauch des Namens kein

15 URL: https://www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/midi_Ad-hoc-Studie_Digitale_Verkuendigungsformate_waehrend_der_Corona-Krise.pdf (zuletzt aufgerufen am 07.11.2020).

Kavaliersdelikt: Der Gebrauch des Namens zeigt die Haltung, Achtung und Ehre gegenüber der namenstragenden Person.

Der Mensch ist frei. Menschen sollen, was sie selbst oder andere tun und sagen, nicht mit falscher Autorität versehen, indem sie es mit göttlichen Attributen versehen. Das wäre ein Missbrauch des Namens Gottes. Davor warnt das dritte Wort. Deshalb steht es genauso wie die ersten beiden Worte in engem Zusammenhang mit allen anderen Geboten: Sie bewahren Freiheit vor Missbrauch.

c) Im Digitalen mit Gottes Namen achtsam umgehen

Digitale Technologie ermöglicht Menschen die Erfahrungen, die Grenzen von Raum und Zeit zu überschreiten, anders gesagt: Transzendenz Erfahrungen. Deshalb hat das digitale Netz selbst etwas von einer Religion. Darum ging es im ersten und zweiten Gebot. Das dritte Gebot rückt die religiöse Kommunikation *im Netz* in den Fokus. Es ist die Frage, wer wie im Namen Gottes handelt und spricht. Mehr noch: Wer bestimmt, wer im Namen Gottes reden darf und ob dies richtig oder falsch ist? Wer hat das Mandat, sich für den Schutz des Namens Gottes einzusetzen?

Wie Menschen im digitalen Raum mit dem Namen Gottes umgehen und wer im Digitalen Rederecht beansprucht – all das reagiert auf gesellschaftliche Verhältnisse, spiegelt und vervielfacht sie. Dies wiederum hat Auswirkungen auf soziale Verhältnisse der analogen Welt: Wenn eine Gruppe im Internet beispielsweise für sich beansprucht, im Namen Gottes zu reden, kann das auch Machtverhältnisse in der analogen Welt verändern.

Wenn wir als Christenmenschen heute über das dritte Wort nachdenken, geht es auch um den Namen „Jesus Christus“ und das Symbol seines Leibes. Denn im Namen Christi versammeln sich Menschen als Kirche und Gemeinschaft. Das symbolisiert das Bild vom Leib Christi. Dieses Symbol weist über die vorfindbare Kommunikation hinaus in den weltweit vernetzten Zusammenhang der Christenheit. Dabei ist der Leib Christi keine Größe, die an einem Ort aufgesucht werden kann, um seiner habhaft zu werden. Vielmehr kann die Wirklichkeit der christlichen Glaubensgemeinschaft als eine virtuelle, geglaubte Realität beschrieben werden. Insofern der oder die Einzelne am Glauben teilhat, entsteht Glaubenswirklichkeit, die verbindet. Das Internet und die digitale Transformation bergen die Chancen und die Risiken, eine weltweit vernetzte und verbundene Gemeinschaft zu imaginieren. Von dort ist der Schritt nicht weit zur Vorstellung eines „neuen Himmels und einer neuen Erde“, in der Leid, Hunger und Tod nicht mehr sind.

d) Digitale Technik bietet Möglichkeiten und Grenzen des Freiheitsgewinns

Die allgemeine soziale Kommunikation verändert sich

Die digitalen Transformationen beeinflussen tiefgreifend, wie wir kommunizieren. Sie verändert nicht nur, welche Technologie wir im Alltag nutzen (Zoom, Skype, Whereby etc.), sondern lässt eine neue Öffentlichkeitspraxis entstehen, die sich durch alle Bereiche des Lebens zieht (siehe neuntes Gebot). Digitale Medien sind zunächst Dinge. In Praktiken der Kommunikation nutzen Menschen diese materiellen Dinge. Das ermöglicht neue Praktiken, andere Kommunikationen und Vernetzungen.

- Praktisch erfüllen digitale Technologien *soziale Funktionen*: Sie zu nutzen, ist Beziehungsarbeit. In und mit ihnen lenken Menschen ihre Aufmerksamkeit. Der oder die Andere beobachtet. Menschen tauschen Gedanken und Gefühle aus, handeln Möglichkeiten der Kontaktaufnahme und des -abbruchs aus und spielen mit diesen Möglichkeiten.
- In digitaler Kommunikation *formen* Menschen *Identitäten*. Sie haben die Möglichkeit, sich selbst zu präsentieren, zum Spiel mit Rollenmustern und zur Gestaltung von Selbst- und Fremdeinschätzung, zum Beispiel über Feedback-, Ranking- und Wettbewerbsformen.
- Digitale Medien *prägen Wirklichkeitswahrnehmung*: Die Flut von Nachrichten, Meinungen, Fake News und die Bildsprache prägt und lenkt auf spezifische Weise, wie wir was wahrnehmen. Filterblasen blenden Informationen ein oder aus.

Im Digitalen kommunizieren die Einzelnen anders

Jede Person ist in ihrer ethischen und religiösen Verantwortung herausgefordert, sich in der digitalen Welt für oder gegen eine personale Öffentlichkeit zu entscheiden und entsprechende Konsequenzen zu tragen: Was bedeutet es, öffentlich sichtbar zu sein? Eine Metapher für die Sichtbarkeit des Menschen in und durch digitales Handeln ist die des „gläsernen Menschen“: Was sich hinter einer Grenze im bisher unsichtbaren Bereich befand, wird nun sichtbar (z.B. Datenprofile). So werden Menschen in digitalen Netzwerken als Glaubende, Fragende, Anbietende oder Suchende, als Personen, die über Themen des Lebens und des Glaubens kommunizieren, für eine große und (ihnen unbekannt) Öffentlichkeit sichtbar. Sie produzieren

damit zugleich (inter-)aktiv Inhalte, tauschen sie aus und teilen sie mit anderen. Religiöse Souveränität zeigt sich darin, dass der oder die Einzelne eigene religiöse Texte, Bekenntnisse, existenziell bewegende Fragen und Anschauungen formuliert und mit anderen teilt. Sich auf diese Weise auszudrücken, eröffnet Spielräume, eine religiöse oder spirituelle Identität auszuprobieren und sich darin neu und ganz anders zu erfahren.

Digitalisierung erweitert damit auch im religiösen Feld die Möglichkeit des Wahrnehmens, der Kommunikation und des Wirkens – global, mobil, zwischen Menschen wie zwischen Menschen und Inhalten. Wie auch immer die einzelne Person in diesem Raum agiert, ob mit vollständigem Namen, einem Statusfoto oder einem Passwortnamen, es sind Menschen, die in ein Verhältnis zueinander und zu einem Thema, einer Frage, einer Situation stehen. Zugleich ist feststellbar, dass die eigene Persönlichkeit und Leiblichkeit anders erfahren wird, wo Menschen online agieren. Die Frage der Sichtbarkeit des Menschen (und der von Organisationen) wird zur Frage von „Sein oder Nichtsein“, wenn soziale Medien zum Spiegel und zum Fenster der eigenen Identität werden.

Religiöse Kommunikation verändert sich im Netz

Das digitale Netz zu nutzen verändert, wie Menschen zu Gemeinschaften zusammenkommen, wie sie religiös kommunizieren und wer mit welchen Wirkungen religiös kommuniziert. Erkennbar ist eine religiöse Kommunikation an ihren *Themen*: Nichts im Leben tritt mit hundertprozentiger Sicherheit ein, außer der Tod; alles könnte auch anders kommen. Mit dieser Kontingenz müssen wir leben: mit schrecklichem Verlust und Trauer, mit Liebe und unverhofftem Glück, mit Krisen und

Sinnfragen. Wenn das Leben mit dieser Kontingenz als Thema mehr oder weniger dezidiert und explizit im Mittelpunkt steht und Menschen *religiöse Metaphorik oder Praktiken* verwenden, dann ist die Kommunikation erkennbar religiös. Immer mehr erkennbar religiöse Menschen und Organisationen initiieren im Netz Plattformen; die Kirche als Institution ist dabei jedoch nur eine von vielen anderen Akteurinnen. Auffällig an der „persönlichen Öffentlichkeit“ der digitalen Welt ist: Sie ordnet der institutionellen Bindung nur eine zufällige, nämlich individuell unterschiedlich motivierte, eher marginalisierte Bedeutung zu. Wer hier religiös kommuniziert, ist meist nicht erkennbar als Kirchenmitglied, getauft, evangelisch, katholisch, muslimisch oder humanistisch, landeskirchlich oder freikirchlich. Menschen kommunizieren im Netz religiös, ohne dass dies zwangsläufig eine institutionell gebundene und vermittelte Kommunikation ist – faktisch ist sie es vergleichsweise selten.

Deshalb ist es gerade in der Reflexion digitaler Kommunikation sinnvoll, mit einem weiten Kirchenbegriff zu arbeiten. Kirche im theologischen Sinne ist nicht nur da, wo die Institution Kirche Zusammenleben organisiert.

In der Tradition Friedrich Schleiermachers wäre solch ein weiter, kommunikationstheoretischer Ansatz möglich: Danach ist Kirche da, wo Individuen sich mit und über ihre eigenen religiösen Gefühle in Gemeinschaften verständigen und so mit sich selbst und der eigenen Offenheit für Transzendenz in Kontakt kommen. Zur Kirche gehören dann: Gemeinschaft (Zusammenkunft Verschiedener), Gottkommunikation (Gottesdienst, Gebet, Ritual, Raum als heiliger Ort), Bekenntnisse (als religiöse, gemeinschaftliche Selbstbestimmung), Verkündigung und Schriftorientierung. Vor dem Hintergrund dieses

weiten Kirchenbegriffs bietet die digitale religiöse Kommunikation folgende Freiheitsgewinne und Herausforderungen für Kirche:

Digitale Technik eröffnet einen neuen *Raum*: Das weltweite Netz bietet freien Zugang, Menschen müssen weder ein Gemeindehaus aufsuchen noch eine Kirche betreten, um religiös zu kommunizieren. Der Zugang ist nahezu überall, jederzeit und selbstbestimmt möglich.

Im Digitalen kann *Gemeinschaft* als selbstgewählt erfahren werden und orientiert sich „am Gleichen“, am als „ähnlich“ Empfundene („Freunde“) oder auch gerade am „Anderen“ oder „Interessanten“, die Teilnahme an ihr ist anonymisiert und unverbindlich möglich und strukturell vielfältig geprägt (Kompetenzen, Rollen, Funktionen).

Beispiele dazu finden sich in Internetgottesdiensten, Gebetsforen, Gedenk- und Trauerseiten, Bekenntnisforen, Seelsorgechats. Hier wird eine „entgrenzte Kirche“ oder „verflüssigte Kirche“ (Ward; de Groot; Bucher) sichtbar. Sie zeigt folgende Merkmale: nicht-konfessionell, unbegrenzt, diskursiv, situativ und individualisiert. Diese Kirche entsteht, weil Technologien gewohnte und bisher übliche Schließungsmerkmale überwinden, dafür aber andere Schließungsmerkmale schaffen. Die Transzendenzverweise der Digitalisierung (siehe erstes Gebot) verbinden sich mit Inhalten der religiösen Kommunikation.

Mit dem kommunikationstheoretischen Ansatz in der Tradition Schleiermachers (s.o.) können verschiedene analoge und digitale Formen als Kirche benannt werden. Dabei sollten die

unterschiedlichen Organisationsgrade und Arten ihrer Kommunikation präzise im Blick bleiben. Dazu hilft es, zwischen einer „analogen Kirche im Digitalen“, einer „digitalen Kirche“ und einer „hybriden Kirche“ zu unterscheiden.

Die analoge Kirche im Digitalen und die digitale Kirche entstehen

Für die institutionell verfassten Kirchen waren die letzten Jahre eine Zeit des Aufbruchs: Sie haben sich in digitale Räume begeben und eigene Formate organisiert. Gleichzeitig kam eine fast unüberschaubare Menge an neuen Formaten und Internetangeboten auf, die weit über die klassischen Serviceseiten wie „evangelisch.de“ oder „Gemeindebriefportale“ (unser-gemeindebrief.de) hinausgeht – ebenso über digitale Gesangbücher und Lieder-Apps sowie Predigtbanken und Kirchen-Apps.

Diese digitalen Angebote einer analogen Kirche sind jedoch von einer „digitalen Kirche“ zu unterscheiden. Die US-Kommunikationswissenschaftlerin und Expertin für digitale Religion Heidi A. Campbell differenziert bei den digitalen Formaten hilfreich zwischen „transferring“, „translation“ und „transforming“. Als „transferring“ bezeichnet sie das Streamen einer Liveübertragung, zum Beispiel eines analogen Gottesdienstes auf eine digitale Plattform wie Youtube oder Facebook. „Translation“ meint demgegenüber den Versuch, analoge Veranstaltungen wie Gottesdienste an digitale und interaktive Formen anzupassen und die Besuchenden besser einzubeziehen, z.B. durch Kommentarfunktionen oder Abstimmungen. „Transforming“ schließlich benennt die Planung und Entwicklung neuer digitaler Formate, die speziell auf ein digitales Publikum hin kon-

zipiert und in Schnitt, Kamera, Sprache etc. in digitaler Logik umgesetzt werden.¹⁶

Die Differenz wird besonders an live gestreamten Gottesdiensten deutlich. Wie bei einer Gottesdienstübertragung im Fernsehen werden so gottesdienstliche Elemente (Predigt, Gesang, Gebet, Lesung) in ein Internetformat transferiert. Das Medium ist zwar digital, aber der Gottesdienst bleibt analog gedacht und gemacht. Der vor einigen Jahren eingeführte Begriff „digitale-Kirche“ (sprich: Hashtag digitale Kirche) steht programmatisch für Formen und Inhalte einer „Kirche in den sozialen Medien“. Demnach setzt sich Kirche digital auf unterschiedlichste Weise im Netz fort. Ein Online-Gottesdienst folgt anderen Kriterien als ein analoger: Hier werden die Liturgie-Verantwortlichen die Menschen anders begrüßen, weil sie nicht wissen, wer vor ihnen sitzt. Die physischen Grenzen eines Gottesdienstbesuchs fallen hier weg. Ein Klick auf den weitergegebenen Link der nebenan Wohnenden reicht, und schon ist der kirchendistanzierte nebenan Wohnende Teil des Gottesdienstes. In der digitalisierten Kirche passen Menschen Sprache, Form, Inhalt und Methoden einer neuen Zielgruppe an und lösen sie von klassisch liturgischen Traditionen. Neue Formen der Vernetzung und Beziehungspflege entstehen, ein integrierter Chat oder ein Forum ermöglichen zeitgleich interaktive Partizipation der User, sie teilen spirituelle Erfahrungen, und das alles unabhängig von den Grenzen der Ortsgemeinde. Reformatorische Kerngedanken wie das „Priestertum aller Glaubenden“ oder der „Gottesdienst im Alltag“ lassen sich mit der „digitalen Kirche“ eingängig verbinden. Zugleich übt die digitale Kirche einen Reiz aus und findet Akzeptanz. Das stellt

¹⁶ URL: <https://www.churchleadership.com/leading-ideas/3-strategies-for-doing-church-online/> (zuletzt aufgerufen am 07.11.2020).

die vorherrschende Vorstellung von (institutionell verfasster) Kirche und ihrer liturgischen Praxis in vielerlei Hinsicht infrage. Dabei geht es der Usercommunity weder darum, eine Sonderform von Kirche zu etablieren, noch will sie den verfassten Kirchen Konkurrenz machen. Vielmehr wollen User eine Kirche, die sich auf unterschiedliche Art und Weise zeigt, sozusagen in hybrider Form. Digitale Kirche beansprucht aus Sicht der User, ganz Kirche zu sein, ohne dabei die Kirche empirisch ganz abzubilden. Sie fördert das Priestertum aller Gläubigen. Denn sie ist fest verankert im Tagesablauf ihrer User und garantiert so Kommunikation und Teilhabe in einer bis dahin neuen Form. Die Grenzen zwischen analogen und digitalen Kirchenangeboten, selbst zwischen digitalen Angeboten und „digitaler Kirche“ verschwimmen heute. Dies erscheint gerade deshalb so wichtig, weil die klassische Kirchenmitgliedschaft ihre identitätsstiftende Kraft verliert.

Wie heute digitale Kirche gelebt wird, zeigt etwa das Beispiel der Nordkirche und ihr Social-Media-Auftritt bei Twitter (@nordkirche_de). Ziel einer digitalen Kirche ist hier, dass direkte Kommunikation niedrigschwellig Teilhabe ermöglicht. Jeden Morgen um sieben Uhr kommen die unterschiedlichsten Menschen bei Twitter unter dem Hashtag #twaudes zusammen und feiern eine gemeinsame Andacht, unabhängig von ihrer Konfession oder Herkunft. Jeden Abend gibt es unter dem Hashtag #twomplet ein Nachtgebet, in welchem der Tag zurück in Gottes Hände gelegt wird. Tagsüber kann unter dem Hashtag #dnkgtt (danke Gott) Alltägliches geteilt werden. Dadurch können die unterschiedlichsten Menschen Anteil nehmen, Ermutigungen oder auch Fürbitten teilen, sodass sich ein Netz an Gebeten bildet. Darüber hinaus kann man sich auch Segensworte direkt aufs Smartphone senden lassen. So entsteht eine neue Gemeinschaft an Glaubenden, Zweifelnden und solchen, die nicht in traditionellen

Formen glauben können. Diese neue Gemeinschaft im Digitalen ist ein neuer, wichtiger Teil von Kirche. #digitaleKirche schafft so einen „geistlichen Alltagsraum“ für viele Menschen, die sonst keinen kirchlichen Sonderraum betreten hätten. Dass sich zwischen digitalen und analogen Räumen nicht mehr unterscheiden lässt, gehört für die neue Generation schon zum Alltag, scheint für manche Ältere jedoch befremdlich und herausfordernd.

Die digitale Kirche überschreitet analoge Grenzen – das gilt auch und gerade für die identitätsbildende Arbeit von Kirche und Diakonie in allen ihren Handlungsfeldern. Mit digital übertragenen Gottesdiensten und digital ermöglichten Partizipationsformen kann die Reichweite der Gottesdienste erhöht und ihr Charakter partizipativer gestaltet werden – auch wenn man dabei auf die Erfahrung physischer Nähe und unmittelbarer Gemeinschaft verzichten muss. Mit Chatseelsorge können Kirche und Diakonie Menschen ansprechen, die einen Weg zur Seelsorge im Pfarrhaus oder zur Beratungsstelle scheuen. Trauerforen im Netz können mediale Selbsthilfe unterstützen. Gebetsgemeinschaften können auch stattfinden, wenn Betende nicht physisch zusammenkommen können. Digital unterstützte diakonische Arbeit kann die Inklusion von Menschen mit Behinderungen verbessern oder auch die Beratungsarbeit unterstützen. Bildungs- und Kulturarbeit findet neue Möglichkeiten digitaler oder analog-digitaler Bildungsangebote (sogenanntes „blended learning“¹⁷), die sehr flexibel genutzt werden können. Die Gemeinschaftsbildung kann durch digitale Messengerdienste, Videotelefonie, Tools für Zusammen- und Gremienarbeit und anderes intensiviert und erweitert werden. Insbesondere

17 Blended Learning: dt. „Integriertes Lernen“ (wörtlich: „Vermischtes Lernen“), beschreibt eine Lernform, die klassische Lernmethoden wie Präsenzveranstaltungen mit Formen des e-Learning (Online-Phasen) didaktisch sinnvoll zu kombinieren versucht.

für Kirchen im Ausland, deren Mitglieder teilweise weit voneinander entfernt leben (z.B. Mitglieder der koptischen oder waldensischen Kirche) oder auch für internationale ökumenische Partnerschaften bestehen im digitalen Raum vielfältige Möglichkeiten, das Gemeinschaftsleben und liturgische Vollzüge miteinander zu teilen. Die Kommunikationsarbeit von Kirche nach innen (jede Form von Mitarbeitendenkommunikation) wie nach außen (Presse- und Öffentlichkeitsarbeit) findet neue Kanäle und kann partizipativer und interaktiver realisiert werden. Das kann sowohl die Identität Einzelner und die gesellschaftliche Solidarität stärken als auch die Identitätsbildung von Kirche und Diakonie mit ihren Organisationseinheiten und Einrichtungen in Solidarität mit Personen und zivilgesellschaftlichen wie anderen öffentlichen Agierenden weiterentwickeln.

Kirche wird zu einer hybriden Kirche

Die Erfahrungen der verfassten Kirchen während der Kontaktbeschränkungen im Frühjahr 2020 bestätigen bei oberflächlichem Blick den enormen Freiheitsgewinn von Digitalisierung unter diesen spezifischen Bedingungen: Gottesdienste finden in leerer Kirche statt und werden online übertragen; in kleinen und knappen Formaten, auf Wesentliches reduziert, ästhetisch anspruchsvoll und medial gekonnt gelingt es, Kontakt und Gemeinschaftsgefühl herzustellen und zugleich einen Raum des Heiligen respektvoll zu inszenieren und zu wahren (Kirchengebäude, Musik, Sprache). Zuschalten kann sich ohne Barriere, wer will und so lange er oder sie will. Gemeindeglieder „besuchen“ die Menschen christlichen Glaubens aus dem anderen Kirchenkreis, Norddeutsche die aus dem Süden, Ausgetretene schalten sich zu, das erste Mal seit Jahren haben manche auf diese Weise an einem Gottesdienst teilgenommen.

Manch eine Kirchengemeinde, die aufgrund ihrer geringen Gemeindegliederzahl ein unbeachtetes Schattendasein fristet, bekommt dank der hohen Medienkompetenz ihres Pfarrers ungewohnte Popularität. Das Bedürfnis nach Nähe und sozialem Kontakt setzt auch in der Kirche eine unerwartet hohe Kreativität frei, die auch digital kommunizieren lässt.

Zugleich drängen sich andere Fragen auf: nach der angemessenen Form etwa, am Abendmahl virtuell teilzunehmen und mitzufeiern. Die Flüchtigkeit von Internetgottesdiensten, die sich nicht nur in der schier unermesslichen Anzahl von Angeboten zeigt, sondern auch in der Möglichkeit, auf dem Smartphone und dem Computer mehrere Gottesdienste zeitgleich zu verfolgen oder verschiedene nacheinander „anklicken“ zu können, lässt zumindest erwägen, ob das Unverfügbare, was sich mit dem Gottesnamen verbindet, in angemessener Form zum Ausdruck gebracht wird.

Die gemeinschaftsformende Funktion von Bekenntnissen oder die für die Kirche institutionell bedeutsame Funktion der Mitgliedschaft wird von der Vorstellung einer totalen und allumfänglichen Entgrenzung christlicher Netzgemeinschaft infrage gestellt. Die egalisierende Wirkung digitaler Kommunikation, die sich im Nebeneinander von individuellen und institutionell gewachsenen Bekenntnisformen ausdrückt, lässt nach den Möglichkeiten und Grenzen des theologisch Vertretbaren suchen. Die Schubkraft der individuellen religiösen Kommunikation gegenüber der institutionellen religiösen Kommunikation verändert die soziale Wirklichkeit des institutionell Kirchlichen in einem solchen Maße, dass hier Wirksamkeit und Beteiligungsformen neu zu bewerten sind. All diese Fragen werden vorläufig und der Situation geschuldet pragmatisch ständig beantwortet, müssen jedoch theologisch weiterverfolgt werden.

In der Kirche kommunizieren Menschen gleichzeitig analog und digital. Dadurch entstehen Umbrüche. Sie lassen sich deuten als Übergangsphänomen hin zu einer „hybriden Kirche“.

e) Das dritte Gebot spiegelt kirchlich-religiöse Kommunikation

Im Spiegel des dritten Gebotes zeigen sich die gerade beschriebenen Phänomene einer „Kirche im Übergang zu einer hybriden Kirche“ als Ausdruck der Auseinandersetzung um den rechten Gebrauch des Namens Gottes. Zwei Lernbewegungen machen dies konkret deutlich.

Die analoge Kirche wird im Digitalen auf spezifische Weise sichtbar:

In den ersten Monaten der Corona-Pandemie haben Kirchengemeinden oder landeskirchliche Einrichtungen Gottesdienste im Internet gestreamt. Viele davon zeigen als Hauptakteurin eine Pfarrperson. Das war so zahlreich und so flächendeckend auffällig, dass es sicher nicht nur der Not geschuldet zu sein scheint. Der Talar wurde zum ausdrucksstarken und schnell erkennbaren Zeichen des Gottesdienstes. Kaum Ehrenamtliche, sondern Pfarrpersonen repräsentierten symbolisch die Kirche, mehr noch: Sie repräsentierten den Raum des Heiligen oder die Begegnung mit Gott. Das Priestertum aller Gläubigen wurde wenig sichtbar.

Auch der Kirchenraum könnte das Mysterium Gottes oder des Heiligen symbolisieren, wurde über online gestreamte Gottesdienste in dieser Bedeutung aber gering gewichtet. Stattdessen steht die Predigt, die Auslegung oder das Lesen von Texten im Mittelpunkt, nicht selten, indem die Kamera sich auf die lesen-

de Person richtet. Dies alles mag auf die Situation, die fehlende Technik und mangelnde mediale Kompetenz zurückzuführen sein (Fernsehgottesdienste folgen in der Regel anderen Inszenierungskriterien). Zugleich gibt dies einen Hinweis darauf, was die Verantwortlichen für wichtig und zentral erachten und welche Kirchenbilder vorherrschen: solche, die die Person und das Wort in den Mittelpunkt stellen.

Im Netz wurde Kirche während der ersten Pandemiewochen als wortlastige und pastorenzentrierte Kirche sichtbar. Das wich im Verlauf nach und nach anderen Formaten, die mehr Partizipation und andere Formen der Kommunikation ermöglichten. Je technikkompetenter die Verantwortlichen wurden, desto mehr Bedeutung gaben sie dem Raum, der Musik oder dem Bild. Im Zuge dieser Lernbewegungen haben sich Verantwortliche damit auseinandergesetzt, wie sie Gottesdienst angemessener gestalten können. Diese Auseinandersetzung spiegelt sich im dritten Wort. Dieses Wort verbindet den rechten Gebrauch des Namens Gottes mit einer Haltung der Achtung und des Respekts – sowohl vor Gott wie gegenüber dem anderen Menschen. Einerseits sollen Menschen ihrem Tun und Handeln nicht dadurch Autorität verleihen, dass sie behaupten, es geschehe „im Namen Gottes“. Das missbraucht den Namen und lässt es an Achtung und Respekt fehlen. Andererseits bedeutet das Christusgeschehen theologisch, dass Menschen christlichen Glaubens an der Wirklichkeit Gottes selbst teilhaben, an der Fülle (Kol 2,9f., Joh 1,16), wie sie sich auch in der Vorstellung der Teilhabe am Leib Christi ausdrückt.

Kommunikation im Namen Gottes ist deshalb immer eine Gratwanderung zwischen rechtem Gebrauch und Missbrauch des Namens. Im Christusgeschehen liegen die Kriterien für den

rechten Gebrauch: Gott und Mensch, profan und heilig sind zunächst Gegensätze. In Christus, dem menschengewordenen Gott, hat Gott das Gegensätzliche miteinander versöhnt und in eine Einheit aufgehoben. Gute religiöse Kommunikation macht beides erlebbar – die Beziehung von Gott und Mensch, profan und heilig genauso wie deren Unterschied. Das geschieht besonders im Gottesdienst. Sie muss sich daran messen lassen, wie gut und kunstvoll sie Unterschied und Bezug aufführt. Das dritte Gebot verbietet, den Namen Gottes zu missbrauchen. Das geschieht nicht nur dann, wenn Menschen den persönlichen Geschmack und die private Moral als allgemeingültige Verbindlichkeit im Namen (eines) Gottes dominant setzen. Es geschieht auch, wenn Menschen unbestimmt von Gott reden und dem Heiligen und dessen Fülle im Menschlichen zu wenig Raum zugestehen. Diese Frage des Missbrauchs ist eine grundsätzliche Kontrollfrage, die an jede religiöse (und kirchliche) analoge wie digitale Kommunikation zu stellen ist.

Die digitale Kirche fragt institutionelle Kirchlichkeit an

Wie oben beschrieben, entsteht und entwickelt sich eine religiöse Kommunikation, die an den Möglichkeiten und Notwendigkeiten des Digitalen orientiert ist. Die Gemeinschaft der so Kommunizierenden weist Kennzeichen von Kirche auf und beschreibt sich zu einem großen Teil selbst als „Kirche“ und „Gemeinde“. Diese „#digitaleKirche“ transzendiert Möglichkeiten und Prinzipien analoger institutioneller Kirchlichkeit:

Sie überschreitet die Grenzen der Ortsgemeinde. Sie ermöglicht und erweitert gezielt die kommunikative Interaktion und Partizipation vieler Einzelner (Chatforen etc.) und führt zu stärkerer Attraktivität und Akzeptanz in der Auseinandersetzung

mit religiösen Themen (Priestertum aller Gläubigen). Diese Erfahrungen wirken auf Formen analoger Gestaltung: „Können Gottesdienste nicht immer so sein?“, fragen die, die schon lange nicht mehr Gottesdienste besucht und nun neue Zugänge entdeckt haben.

Die digitalen Möglichkeiten machen die Wirkmechanismen des Analoges sichtbar, indem sie sie transzendieren. Wie sehr das gilt, zeigt besonders das Beispiel des Abendmahls. Auch hier ist eine diskursive Lernbewegung erkennbar: Während der ersten Corona-Beschränkungen haben Menschen christlichen Glaubens intensiv die Frage diskutiert, wie sie digital Abendmahl feiern können. So praktizierten während der ersten Kontaktbeschränkungen etliche Kirchen in ihren Livestream-Gottesdiensten auch das Abendmahl online. Vieles dabei war für viele ungewohnt. Und doch war dies für viele in ihren Wohnzimmern eine Erfahrung der geistgewirkten Gegenwart Christi. Das hat in kirchlichen Gesprächen viele, teilweise sehr alte theologische und kirchenrechtliche Fragen von ökumenischer Reichweite aufgeworfen: Was ist ein Abendmahl, was ein Sakrament? Wie ereignet sich Gemeinschaft? Wer darf das Abendmahl einsetzen? Darf das Abendmahl ohne Auftrag zur Sakramentsverwaltung eingesetzt werden? Wie darf es medial vermittelt werden? Wer entscheidet darüber? Neben diese Fragen traten andere, die im Zusammenhang des dritten Gebotes systematisch- und praktisch-theologisch (insbesondere liturgiewissenschaftlich) neu reflektiert und vertieft werden müssten: Braucht das Heilige im Analogen wie im Digitalen besondere (kunstvoll gestaltete) Symbole? Sind Präsenz- und Körperlichkeitserfahrung Kriterium für (religiöses und christliches) Gemeinschaftsgefühl und -handeln? Sind Präsenz und Körperlichkeit – die Leiblichkeit des Menschen – notwendige Merkmale für die symbolhafte

Inszenierung der Begegnung des Menschen mit Gott? Umgekehrt: Kann von „Gottesdienst“ gesprochen werden, wenn eine körperliche Präsenz ausgeschlossen ist?

Nicht nur die Systematische und Praktische Theologie müssen diese Fragen reflektieren und „in Bewegung“ halten, sondern gerade auch die Kirchenleitungen auf lokaler, regionaler und überregionaler Ebene. Dass diese Fragen auftauchen, ist ein Indiz dafür, dass die Corona-Pandemie zusammen mit den Möglichkeiten des Digitalen zu einer Deregulierung kirchlich anerkannter Normalität geführt hat, oder aber dafür, dass sie eine schon längst bestehende Deregulierung sichtbar macht. Zumindest wird deutlich, dass eine etwaige Deutungshoheit der verfassten Kirche in einer auch, aber nicht nur digitalisierten Öffentlichkeit genauso wenig plausibilisierbar ist wie in massenmedialen Öffentlichkeiten.

Konsequenzen für Kirche in ihren eigenen Handlungsbezügen

Die Erfahrung der unterschiedlichen Dynamiken – die analoge Kirche im Netz und die „digitale Kirche“ – zeigen, dass digitale Kommunikation schon jetzt die institutionell verfasste Kirche verändert und dies weiterhin in hoher Geschwindigkeit tun wird. Hier gibt es Handlungs- und Steuerungsbedarf, den die verfasste Kirche ernst nehmen muss:

- Eine umfassende kirchentheoretische Diskussion hat zu klären, wie sich die tatsächlich schon existierenden Formen von Kirche zueinander verhalten können und sollen: Wie sieht eine analoge und digitale Kommunikation verbindende (hybride) Kirche aus? Wie funktioniert sie als Organisation? Kann und sollte sie überhaupt als Organisation funktionieren?

- „Über das Kirchenregiment wird gelehrt, dass niemand in der Kirche öffentlich lehren, predigen oder die Sakramente reichen soll ohne eine ordentliche Berufung.“ Artikel 14 der Confessio Augustana wird vor dem Hintergrund digitaler und damit fluider Öffentlichkeit vor grundlegend neue Fragen gestellt. Die „ordentliche Berufung“, die als gewissermaßen kirchlich-institutionalisierte Variante das dritte Gebot erinnern und wahren und vor Missbrauch schützen soll, ist in Bewegung gekommen. Es gibt im Netz aus theologisch-dogmatischer und kirchenrechtlicher Sicht fragwürdige Selbstberufungen und individuelle Anmaßungen. Die Frage nach den Kriterien von Missbrauch und rechtem Gebrauch einer Kommunikation im Namen Gottes bedarf neuer Aufmerksamkeit. Insofern ist das dritte Gebot hochaktuell, weil es in seiner gegenwärtigen Spiegelung darauf aufmerksam macht, dass es keine Instanz gibt (Deregulierung), der in der pluralen und digitalen Öffentlichkeit die Deutungshoheit zuzugestehen ist.

- Es bedarf der Diskussion um die Qualität (institutionell verantworteter) religiöser und kirchlicher Kommunikation. „Du sollst den Namen Gottes ‚nicht missbrauchen‘“ kann auch heißen, ihn nicht eng zu führen und so zu exkludieren. Die pastorale Zentrierung der Kirche muss kritisch befragt werden, gerade auch, wo sie von der Organisation Kirche selbst ausgeht.

- Eine Diskussion über diese oben genannten grundlegenden Fragen muss auch digital geführt werden. So sollte die Lerngemeinschaft („Christian learning community“) der institutionellen und der digitalen Kirche gefördert werden.

- Kirchliche Ausbildung und Weiterbildung von Haupt- und Ehrenamtlichen muss diese unterschiedlichen kirchlichen Formen strukturell (hybride Bildungsformate) wie inhaltlich (Kompetenzen und Fertigkeiten) berücksichtigen.

Die kirchliche Selbstreflexion im Spiegel des dritten Gebotes fragt nach der Distinktionskraft theologischer Hermeneutik, sie sucht nach der Stärke sowie nach dem Unzulänglichen der kirchlich-institutionellen Kommunikation in einer sich verändernden und ihrerseits vielfältig und fluid religiös kommunizierenden Gesellschaft.